

# UMSCHAU

## FRIEDRICH DIECKMANN: WELTVERZWEIFLUNG IST DAS VORRECHT DES DICHTERS

### Lobrede auf Steffen Mensching

Ein Berliner erhält den Berliner Literaturpreis, das ist, wenn man auf die lange Reihe der Preisträger blickt, keine Selbstverständlichkeit, es ist geradezu eine Sensation. Man könnte Steffen Mensching sogar einen Urberliner nennen, nicht nur im genetischen, sondern auch im intellektuellen und charakterologischen Sinn. Er versammelt alle Eigenschaften, die den echten, den exemplarischen Berliner seit alters kennzeichnen, er ist trocken, fix, witzig, herzlich, unsentimental, gesprächsfreudig, sofern es übers Palaver hinausgeht, wirkungsbewußt, aber keineswegs selbstverliebt, zupackend, unmittelbar, kein Esoteriker. In der Pandemiezeit fanden wir uns in einem Dresdner Hotel einmal mit andern zu einer Sitzung an einen Saal verwiesen, in dem zwischen den Teilnehmern Abstände von mindestens zwei Metern gelassen waren. Er sah's und legte sogleich Hand an, Tische und Stühle in einer Weise zusammenrückend, daß binnen kurzem, bei aller Hygieneregulation, ein demokratischer Raum hergestellt war. Demokratische Räume herzustellen – das war sein Antrieb, sein Anliegen von Jugend an und unter den verschiedensten Verhältnissen.

Literarisch gesehen kann man ihn weder der Berliner Klassik zurechnen, die ohnehin ein ziemlich künstliches Phänomen ist, noch der Berliner Romantik. Anders steht es mit der Berliner Aufklärung, die wir mit Namen wie Lessing, der aus Kamenz kam, und Moses Mendelssohn, Einwanderer aus Dessau, verbinden, mit dem beredten

Nicolai und den Herren Gedike und Biester, Editoren der »Berlinischen Monatsschrift«, Immanuel Kant nicht zu vergessen, diesen Ehrenbürger der Berliner Aufklärung im fernen Königsberg. Und Heinrich Heine schon gar nicht, den Protagonisten einer aufklärerischen Romantik; Mensching ist ihm, auch in vielen seiner Gedichte, besonders nahe.

Was ihn, dieses aufklärerisch-widerständige Temperament par excellence, von allen diesen unterscheidet, ist das komödiantische Element, das sich auf denkwürdige Weise Bahn brach, als er vierundzwanzigjährig zu einem Ensemble, einer Sing- und Spielgemeinschaft stieß, die sich den Namen »Karls Enkel« gegeben hatte, und nicht nur im Andenken an Karl Marx: Der andere Karl, auf den sich die Enkel bezogen, war Karl Valentin. »Karls Enkel« adoptierten Mensching, als ein Kleindarsteller ausgefallen war und er dessen Rolle übernahm, auf eine so markante Weise, daß er einer der Protagonisten wurde, bald im besonderen Bund mit dem Gründer der Truppe, dem drei Jahre älteren Hans-Eckhardt Wenzel. Es dauerte nicht lang und beide bildeten ein Duo, das sie nach ihren Anfangsbuchstaben »Weh und Meh« nannten und ins Clowneske transponierten, was schon durch den Unterschied der Statur zur Heiterkeit reizte, zwei Weißclowns, die bald mit selbstgedichteten Dialogen, Liedern und Gedichten auszogen, die Republik aufzumischen. Sie fanden ihr Publikum in großen und kleinen Städten, und wenn die jeweiligen

Obrigkeiten versuchten, ihnen das musikalische Handwerk zu legen, konnten sie sie bei ihrer Provinzhexe packen, in der Art: In Berlin können wir das spielen und bei Ihnen soll es verboten sein?

»Weh und Meh« waren nicht eigentlich komisch, sie waren grotesk wie die Wirklichkeit, auf die ihre Verse zielten, und manchmal wunderten sich die beiden, daß man ihnen Raum ließ. Was sie wie ein Schutzpanzer umgab, war die clowneske Exaltation des Vortrags im Bund mit einem Verfahren, mit dem im alten Wien schon Johann Nestroy die polizeiliche Überwachung mattgesetzt hatte: der mimisch-gestischen Aufladung anscheinend unschuldiger Worte mit Bedeutungen, die ein in der Nuance geschultes Publikum entzifferte, ohne daß der pure Wortlaut die Handhabe zum Einschreiten geboten hätte. Komik erwächst aus dem Einverständnis mit der Wirklichkeit, die sie glossiert, diese beiden stellten sich selbst und diese Wirklichkeit bloß, sie rissen den Clownsmund weit auf, um den Leuten klarzumachen, daß es so, wie es war, eigentlich nicht ging. In diesem *eigentlich* lag die ganze Spanne zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit scheinbar unverrückbarer Verhältnisse.

Für einen Studenten der Kulturwissenschaften waren das ziemlich aufwendige Nebenarbeiten, so daß Mensching an der Humboldt-Universität ins Fernstudium überwechselte; zwei Jahre später beendete er es mit einer Diplomarbeit über Walter Benjamins Passagen-Werk. Sein erster Studienversuch war bereits nach acht Wochen gescheitert: an der Leipziger Sektion für Journalistik, einem Institut, das Propagandisten eines Sozialismus heranbilden sollte, der sich inzwischen als »real existierend« bezeichnete. Mensching erkannte, daß er hier fehl am Platz war, schon weil er nicht der einzig wahren und daher allmächtigen Partei angehörte; er ließ sich exmatrikulieren und trat in Berlin in die Redaktion der

gerade durch eine massive Krise gegangenen Literaturzeitschrift »Temperamente« ein, um die sich eine Vielzahl junger Talente geschart hatte. Ein Jahr später – er war gerade 21 Jahre alt – erschien seine erste Gedichtsammlung: »Poesiealbum 146« hieß das 90 Pfennig teure und 32 Seiten starke Heft einer Reihe, die damals Richard Pietraß leitete. Wer dort aufgenommen wurde, hatte den Ritterschlag der Poesie erhalten.

War Mensching der Jüngste, der ihn jemals erhalten hat? Ein Gedicht des Bändchens hieß »Lied für meine Freunde« und begann mit den Zeilen: »Wir stehn starr / Und singen vom Frieden, / Wir schreiben Gedichte / Gegen den Krieg, / Den wir nicht kennen«. Am Ende stand: »Wir haben Augen Ohren Hände / Und singen vom Frieden, / Stehn starr.« Was zehn Jahre nach diesem Gedicht sich wie ein Wunder begab, das kampflose Zurtückweichen einer Weltmacht, die darauf hoffen konnte, Zugang in das europäische Haus zu finden, das sie ändern öffnete, schlägt dreißig Jahre später ins Gegenteil um, in einer Weise, daß den Bewohnern dieses Hauses, zu dem nicht alle zugelassen wurden, die mit Fleiß verspielte Friedensdividende in Gestalt von Teuerung und Mangel, ändern aber mit Bomben und Granaten um die Ohren fliegt, unter den flammenden Reden vieler erwachender Schläfer, die sich in einem Reich des Friedens zu befinden geglaubt hatten.

Der herrschende Sozialismus kam in Menschings Erstling auf vollkommen abenteuerliche Weise vor: als eine Frau mit präzise beschriebenen Fehlern, die trotzdem »geliebt und auch geachtet« wird. Einzig durch den Titel dieses Sonetts – es hieß »Politische Liebeserklärung« – erschloß sich die metaphorische Ebene einer Beschreibung, die damit einsetzte, daß »der Liebsten Beine krumm« seien »und überhaupt / Sei sie sehr kühl und hätte ihnen nichts erlaubt, / Was einen Spaß ausmacht auf dieser Erde«.

Kein Zweifel, Mensching, der Sohn eines Chemieingenieurs und einer Sachbearbeiterin voller Skepsis gegenüber den obwaltenden Verhältnissen, glaubte an den Sozialismus; er trat ihm im Licht des schönen Verses gegenüber, der sich in Brechts Deutschlandlied von 1949 – dem Vorschlag einer neuen Nationalhymne – fand: »Und weil wir dies Land verbessern, / Lieben und beschirmen wir's.« Es war diese Grundhaltung, die den grimmen Witz fundierte, mit dem »Weh und Meh« den Verhältnissen zu Leibe rückte. Ein Deutschlandlied allerdings wäre diesen beiden vermutlich bis heute nicht eingefallen, aber es gab ja auch keine Republik zu gründen, es war schon eine da. Elf Jahre später war eine andere da, kein Staat des reformierten Sozialismus, wie ihn nicht nur Mensching und Wenzel erhofft hatten, sondern einer des sozial regulierten Kapitalismus.

Menschings neuere Lyrik hat die Verbesserungsträume hinter sich gelassen. »Wo liegt die Insel, die unser Leben / ändert?« fragt er in seinem neuesten Lyrikband – er heißt »In der Brandung des Traums« und ist der siebente seines Dichterlebens – und fährt fort: »Die Zeile brannte sich / in dein Gedächtnis, leider ging der Rest / des Gedichtes verloren.« Er sucht nicht die Insel, er sucht nur nach diesem Fragesatz und wird nirgendwo fündig: »Acht Worte, / die wie eine Tonne, eine Planke / aus Ahorn oder ein Rettungsring / zwischen Wellenberg und Wellental auftauchten / und dann uneinholbar verschwanden.«

Weltverzweiflung ist das Vorrecht des Dichters; der Politiker kann sie sich keinesfalls leisten, er muß sie für einen Luxus halten. Jeder Staat ist eine real existierende Insel im Weltmeer der Geschichte, er beruht darauf, daß er Grenzen hat, auch wenn die Schlagbäume weggeräumt sind, und Bürger, denen seine Gesetze gelten. Auch Mensching haust auf einer real existierenden Insel und baut sie seit vierzig

Jahren lustvoll-verzweifelt aus, die Insel der Bühne, die Insel der Literatur. Seine Lyrik ist von der schwingenden Nüchternheit, die Bertolt Brecht die deutsche Dichtung gelehrt hat, es ist in vieler Hinsicht eine erzählende Lyrik, Erfahrungen des Alltags, aber auch Kunsterfahrungen zu Sinnbildern verdichtend.

Es ist ihm wie vielen deutschen Poeten gegangen: Auf die Dichtung folgte die Prosa, die ihren eigenen Rhythmus hat; die Menschingsche hat ihn in hohem Maß. Der 21jährige veröffentlichte seinen ersten Gedichtband, der 30jährige ging, während er noch mit Wenzel weißgeschminkt durch die Lande tourte, an die Niederschrift seines ersten Romans, eines phantastischen Agentenromans, der von der Wende nichts wissen konnte, aber sie in seinem Innern trug. Daß das Buch in der aufgewühlten Nachwendezeit nicht durchdrang, verwunderte niemand weniger als den Autor, der damit von der operativen Seite der Literatur auf die episch-imaginative hinübergewechselt war. Die operative hatte am 4. November 1989 einen Höhepunkt erreicht, den man getrost historisch nennen kann: Zusammen mit Wenzel leitete Mensching an diesem Tag singend und spielend jene enorme Volksversammlung ein – es war die größte der deutschen Geschichte –, die eine gezählte Million Demonstranten auf dem Berliner Alexanderplatz vereinigte. Mit der Heiterkeit und dem Witz des vorweggenommenen Sieges gaben beide die Stimmung einer Versammlung vor, in der Pastoren und Schriftsteller, Schauspieler und Parteifunktionäre, Journalisten und Wissenschaftler das Wort nahmen. »Sicher einmal irgendwann / kommt ein wirklich neuer Mann / an das große Ruder ran / und dann fängt es an an an«, sangen die beiden und der Ton lag auf *wirklich* neuer. Sie konnten nicht ahnen, daß der wirklich neue Mann Helmut Kohl heißen würde.

Auch Menschings zweiter Roman, zwölf Jahre später erscheinend, griff geographisch

weit aus; er war die Frucht eines New-York-Aufenthalts im Jahre 1998, der ihm durch die Begegnung mit vielen Emigranten, darunter einem Bibliothekar, der ihm vier-tausend Bände deutscher Exilliteratur offerierte, zur Entdeckungsreise in die deutsche Vergangenheit wurde. Ebendies ließ er dem Ich-Erzähler seines Buches widerfahren, das »Jacobs Leiter« hieß und die Leiter jenes Bücherfreunds meinte, der ihm das Herzstück seiner Sammlung aufhalste. »Muß man viertausend Bücher kaufen, um eines schreiben zu können?« fragte Jens Bisky in der »Süddeutschen Zeitung« nach dem Erscheinen des Buches und gab die Antwort: »Unbedingt.«

Das Buch, im Aufbau Verlag erschienen, wurde gewürdigt, und der Autor, längst frei von den zeitkritischen Team-Clownerien, war nun prosaisch im Zuge. Das Schiller-Jahr 2005 dämmerte herauf, deutschlandweit wurde an Biographien gearbeitet, und dies tat auch der Held von Menschings drittem Roman, der Ernst Lustig hieß und damit, im Anschluß an einen Schiller-Vers, auch die Doppelnatur seines Autors offenlegte. Was diesen Ernst Lustig von andern Biographen unterscheidet, ist, daß er an seinem Vorhaben scheitert, auch als er sich in der Wohnung eines abwesenden Freundes in einer Einsamkeit vergräbt, die jeden Kontakt zur Außenwelt aufgibt, abgesehen von dem vietnamesischen Fahrradboten, der ihm die tägliche Pizza durch den Türspalt reicht. Niemand von Familie und Freunden weiß, wohin er verschwunden ist, und von allen Seiten bedrängt, erklärt er schließlich, eine Studienreise nach Vietnam angetreten zu haben. Um das durch Reiseberichte beglaubigen zu können, nimmt er Kontakt zu dem Pizzaboten auf, einem Gemüsehändler, dessen Vertrauen er gewinnt, als er ihn gegen eine Räuberbande verteidigt und dabei ebenfalls zusammengeschlagen wird. Dieser Mann aus der andern, unliterarischen Welt, der sich und seiner Familie

einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet hat, erlöst ihn vom Welt- und Lebenshader, indem er ihn an den Leiden und Freuden seines Daseins teilnehmen läßt.

Menschings Fluchroman operiert mit phantastischen Einfällen und leistet sich zum Schluß einen kolportagehaften Blick in das Luxusleben der Marktschreier; dennoch ist dieses Buch ein Wurf. Es ist im Hier und Jetzt seines Autors angesiedelt und stattet die Verzweiflung seines Ich-Erzählers mit einer Schärfe des Blicks, einer Leichtigkeit der Diktion aus, die es zu einem überzeugenden Zeitbild machen.

Auf den Wurf folgte ein Buch, das Cornelia Geißler in der »Berliner Zeitung« »eine Wucht von einem Roman« nannte: »Schermanns Augen«. Das ist ein Lager-, ein Gulagroman mit einer deutschen und einer deutsch-polnisch-jüdischen Hauptfigur, die im fernen Sibirien unter Umständen, die man unbeschreiblich nennen müßte, wenn der Autor sie nicht gerade akribisch beschrieb, in eine Überlebenssymbiose eintreten. Menschings Vorarbeiten zu dem Buch hatten bald nach »Lustigs Flucht« begonnen; sein Interesse an Maria Osten, der in Moskau lebenden deutschen Autorin, die sich all ihren Freunden durch Charme und Engagement eingepreßt hatte, ehe sie in die Hände von Stalins Henkern fiel, wurde zum Quellpunkt einer Ergründung des Sowjetexils deutscher Kommunisten und der Orte ihrer Verbannung und Gefangenschaft. Sie verknüpfte sich im Lauf der Arbeit mit einer Figur, die Menschings bei seinen New Yorker Antiquariatserkundungen ins Auge gefallen war: der des Graphologen Rafael Schermann, der im Wien der zwanziger und dreißiger Jahre durch eine Art prognostischer Graphologie in den Geruch eines Hellsehers gekommen war, den auch Karl Kraus und Adolf Loos konsultiert hatten.

Man kann sich den Fleiß, die archivalische Forschungslust dieses Romanciers, der

die unerschöpfliche Fundgrube des Internets zu nutzen wußte, aber auch physisch-präsent in Berliner und Wiener Archiven arbeitete, nicht groß genug vorstellen. Aber wie bildet sich ein solches Großwerk neben einer umfassenden betrieblichen Leitungstätigkeit? Mensching hatte mit der Niederschrift des Buches begonnen, als er 2008 in New York die Nachricht erhielt, daß seine Bewerbung für den Intendantenposten im südthüringischen Rudolstadt erfolgreich sei; er übernahm die Direktion eines Theaters mit mehreren Spielstätten in einer alten Kulturstadt, der Schiller, der hier gewissermaßen einheiratete, ein besonderes Glanzlicht aufgesetzt hatte. Nicht nur planend und leitend ging er zu Werke, auch als Autor und manchmal als Schauspieler trat er in eine Arbeit ein, für die er immer wieder auch Gäste aus der Hauptstadt gewinnen konnte. Eine Rezensentin von »Schermanns Augen« meinte, daß die Fähigkeit, die weitläufige Personage des Romans zu disponieren, ihn zum Intendanten geradezu prädestiniert habe; fragt man ihn selbst nach der Vereinbarkeit von Roman und Theaterdirektion, so erklärt er, daß er »Schermanns Augen« unter dem Termindruck eines freischaffenden Autors, der ja faktisch ein Verlagsangestellter ist, gar nicht habe schreiben können. Die ein bis zwei Stunden aber, die eine hilfreiche

Sekretärin ihm täglich fürs Schreiben freigestellt habe, seien dem Buch kompositorisch zugute gekommen, indem sie ihm die Anlage geschlossener Abschnitte vorgegeben hätten. Sie sind das Strukturelement des Romans, eine avancierte Disposition, die das Lesen um so weniger erleichtert, als es innerhalb dieser Einheiten, die keine Kapitel sind und etwa vier bis sieben Druckseiten umfassen, weder Absätze gibt noch eine Kennzeichnung von Rede und Widerrede der Figuren: Der Leser muß selbst erfassen, wer gerade spricht. Aber er liest sich ein und überläßt sich dem dichten Strom eines assoziativ beflügelten Erzählens, das die Leidensgefährten dieses Lagerlebens im täglichen Überlebenskampf von einer bizarren Situation zur andern führt.

»Schermanns Augen« ist das *chef d'œuvre* seines Autors; die Kritik stellte das Buch an die Seite von Peter Weiss' ausgreifender »Ästhetik des Widerstands«, einige erkannten in dem sibirischen Lager einen Zauberberg deutlich höllischer Art. Das vielfach gewürdigte Buch steht im Zentrum des Preises, der nach den Verwirrungen seiner Gründerzeit seit 2005 für literarische Gesamtwerke verliehen wird, kein Buch-, sondern ein Autorenpreis. Ich gratuliere Steffen Mensching zum Berliner Literaturpreis!